

## Krieger gegen den Zweifel

*Erschienen 2012 in der Anthologie „Tanz des Lebens“, Verlag Aeternica*

Ich konnte nicht mehr. Es war aus.

Meine Füße taten weh, jeder Atemzug, der durch meine ausgetrocknete Kehle rasselte, verursachte stechenden Schmerz in der Brust. Unter der schweren Maske lief der Schweiß in Strömen, die Mittagssonne brannte gnadenlos auf den Tanzplatz herab. Schon seit dem frühen Vormittag versuchte ich ununterbrochen, im rituellen Tanz mit der Geisterwelt Kontakt aufzunehmen. Doch heute verwehrten mir die höheren Mächte den Eintritt in ihre Sphären.

Mit der Erschöpfung kamen die Zweifel. Mir fiel ein, was mein Vater und Lehrmeister zu mir gesagt hatte: „Bärenfuß, mein Sohn, merke dir eines: Ein Schamane ist vor allem ein Krieger gegen den Zweifel!“

Doch wie konnte ich diesen Kampf gewinnen? Ich war nicht mehr der Jüngste, in Haaren und Bart zeigten sich schon graue Strähnen, meine Ausdauer ließ zu wünschen übrig. Hatte ich als Schamane ausgedient? Wozu war ich überhaupt noch gut? Würden mir die Götter von nun an dauerhaft zürnen? Gab es die Geister und Götter überhaupt? Ich hatte während der Riten und Tänze schon öfter mit ihnen gesprochen, aber das könnten auch nur Träume oder Trugbilder gewesen sein, gespeist aus erfundenen Geschichten, wie man sie kleinen Kindern erzählte. Mir fiel das Märchen von den Höhlentrollen ein, die noch nie jemand wirklich gesehen hatte. Offenbar existierten sie gar nicht, zumindest nicht in unserer Gegend.

Nur noch wirre Gedanken! Ich hatte die Konzentration endgültig verloren. Ich blieb stehen, nahm die Maske ab und legte mich hechelnd auf den Rücken. In den Schweiß auf meinem Gesicht mischten sich Tränen der Verzweiflung. Ich hatte versagt!

Mein Bruder Falkenblick hatte zu meinem Tanz die Trommel geschlagen und hielt bestürzt inne. Jenseits meines hastigen Atems breitete sich beklemmende Stille aus. Vom Boden aus sah ich, wie meine Stammesgenossen mich umringten. Eine Gestalt löste sich aus dem Kreis und kam auf mich zu. Es war die Älteste, die einzige, die im Ansehen höher stand als ich, der Schamane. Sie sah auf mich herab und sprach bedächtig: „Bärenfuß! Du warst uns viele Jahre ein guter Verbindungsmann in die Geisterwelt, und ich bin überzeugt, dass du auch heute dein Bestes gegeben hast, um die Seele des Flusses zu beschwören. Aber einen Misserfolg können wir uns nicht leisten.“

Sie deutete zum Fluss hinüber, dessen reißende Fluten weit über die Ufer getreten waren, und fuhr fort: „Wenn du nicht dafür sorgen kannst, dass das Hochwasser zurückgeht, bleibt uns das Jagdglück verwehrt, und wir müssen hungern. Du kennst die überlieferten Regeln: Wenn der Schamane versagt, wird er aus dem Stamm ausgeschlossen und muss sich allein durchschlagen. In den Zeiten der Ahnen wurden erfolglose Schamanen manchmal sogar den Göttern geopfert. So weit muss es nicht kommen, aber verlassen musst du uns auf jeden Fall.“

Ich war nicht fähig zu antworten, schluchzend verbarg ich mein Gesicht in den Händen. Ich schämte mich zutiefst, dass ich meine Gemeinschaft so im Stich gelassen hatte. Ich war nutzlos, ich war nur eine Last. Vielleicht wäre es sogar eine Gnade, wenn mich die Götter holten. Möglicherweise würde sie ein solches Opfer tatsächlich gnädig stimmen. Es wäre weniger schlimm gewesen, wenn die anderen wütend gewesen wären, wenn sie mich beschimpft, geschlagen, vielleicht sogar getötet hätten. So aber spürte ich nur mitleidige Blicke.

Die Älteste ergriff wieder das Wort: „Du hast noch eine Möglichkeit, dich und unseren Stamm zu retten. Viel Hoffnung sehe ich nicht mehr, aber in unserer verzweifelten Lage

müssen wir jede Gelegenheit wahrnehmen.“

Ich ergriff ihre ausgestreckte Hand, stand langsam auf und hörte ihr mit zitternden Knien weiter zu.

„Du musst den Beschwörungstanz auf der Steinigen Hochfläche wiederholen. Du musst ganz allein gehen, ohne Maske, ohne den Schutz des Stammes, und ohne die Unterstützung durch die Trommel. Das könnte die Götter vielleicht noch umstimmen.“

Nach kurzer Rast machte ich mich auf den Weg. Die Verantwortung lastete schwer auf meinen Schultern, ich vergegenwärtigte mir noch einmal meinen Auftrag. Wir nannten uns selbst „die Mammutjäger“ und waren unter diesem Namen auch bei den anderen Stämmen bekannt. Das Mammut war unser heiliges Tier, die jährliche Wanderung einer gewaltigen Herde der großen Elefanten ermöglichte uns schon seit Generationen ein relativ sesshaftes Leben in diesem ansonsten unfruchtbaren Hochland. Jedes Jahr trat der Fluss aus den Ufern, und wenn die Flut zurückging, war der Weg durch unser Tal frei für die zotteligen Riesen, die damit unseren Jägern geradewegs in die Arme liefen.

Doch heuer wollte sich das Wasser nicht und nicht zurückziehen, die Seele des Flusses hatte eigenwillig in den gewohnten Lauf der Dinge eingegriffen. Ihr galt mein Tanz, ich sollte sie dazu bewegen, unserem Jagdwild den Weg freizumachen. Der erste Versuch war gescheitert, die Steinige Hochfläche bot eine weitere, eine letzte Chance. Dieser heilige Ort, mitten im unwegsamen Bergland weit oberhalb des Flusstales gelegen, war ein Platz voll magischer Kraft. Ich war bereits einmal dort gewesen und hatte die Präsenz des Übernatürlichen deutlich gespürt. Hier oben, den Göttern nahe, hatten mein Vater und die Schamanen vor ihm schon machtvolle Visionen erlebt.

Ein Geräusch riss mich aus meinen Grüblereien. Links von mir säumte eine Schutthalde den Fuß einer steilen Felswand, von dort kollerten Steine herab. Und jetzt sah ich auch den Verursacher des Geriesel, wie er in weiten Sätzen eine offene Stelle querte, um sofort wieder in der Deckung einiger Latschenkiefern zu verschwinden. Hatte ich es mir doch gedacht! Es war Einohr, der Säbelzahniger. Dieses Biest, erkennbar an einem abgebissemen Ohr, trieb sich schon länger in der Nähe unseres Lagers herum. Er war nicht der Größte seiner Art, gerade so groß wie ein Wolf, und auch kein besonders geschicktes Raubtier. Offenbar war er noch jung und unerfahren, denn er wagte sich viel zu oft aus der Deckung, statt nach Katzenart geduldig zu warten und erst bei guter Gelegenheit aus dem Hinterhalt anzugreifen. Trotzdem konnte er einem einsamen Wanderer durchaus gefährlich werden. Ich überprüfte meine Waffen – Speer und Dolch – und setzte meinen Weg wachsamer fort.

Zu meiner Rechten fiel das Gelände sanft ab, auf einer üppig grünenden, mit Blumen bewachsenen Almwiese lagen verstreut kleinere und größere Felsbrocken. Dort sah ich in der Ferne einen Menschen, der sich gerade zum Boden bückte. Das überraschte mich, in diese gebirgige Wildnis verirrt sich nur selten jemand. Im Näherkommen erkannte ich, dass es sich um eine Frau handelte, die allem Anschein nach allein unterwegs war und hier Kräuter sammelte. Sie sah sich immer wieder nach allen Seiten um und hatte mich auch bald erspäht. Augenblicklich wandte sie sich mir zu und zückte ein kleines, aber bedrohlich aussehendes Steinbeil.